

Das Stadtwald-Experiment

Der Spaziergänger im Kölner Stadtwald hört nebenbei das Krachen in einiger Entfernung. Muss aus der Nähe der großen Ampel kommen, die er vorhin überquert hat. Wahrscheinlich ein Verkehrsunfall. Einer hat die Vorfahrt des anderen übersehen, denkt er. Kurz darauf hört er die Sirenen von Rettungswagen und Feuerwehr - es nimmt kein Ende. Muss schlimm dort aussehen. Er versucht, seine Gedanken auf Schönes zu lenken, den Wald. Nur kurz folgen die Gedanken den Augen, registrieren die abzweigenden Wege, dann eilen sie der Tageszeit voraus, hin zum späten Nachmittag, an dem seine Mitarbeiter und er die Ergebnisse des heutigen Experiments in die Präsentation für morgen einarbeiten werden. Welch eine Aktualität! Sensationell! Morgen Vormittag, gleich als erster sind sie dran, Andreas und er. Fern sieht er die Weggabelung, ist sich sicher, dass die andern dort schon auf ihn warten, mit den Messgeräten. Personen sind nicht zu erkennen. es ist zu weit weg. Sie werden sich irgendwo zwischen den Büschen hingesetzt haben. Hat er zu sehr gebummelt auf seinem Spaziergang? Auf den hat er selbst heute nicht verzichten wollen, er braucht den Morgenspaziergang in der frischen Luft wie sein tägliches Brot. Er sieht auf die Uhr, legt im Schrittempo zu. Aber die Zeit reicht aus, beruhigt er sich, sie hätten ja großzügig kalkuliert.

Er täuschte sich, die andern sind nicht da, auch Andreas nicht. Er kann es nicht glauben. Noch nie ist der zu spät gekommen, noch nie im Laufe der vielen Jahre der Zusammenarbeit. Nicht weniger zuverlässig sind die andern beiden, die vielen gemeinsamen Experimente und Erfolge schweißten zusammen. Er ist noch zuversichtlich, sie werden gleich da sein, er kennt es gar nicht anders. Er holt ein Röhrchen aus der Hosentasche und schüttelt eine Pille heraus in die linke Hand, zögert. Dann wird ihm klar, dass er sie schlucken muss, sie braucht eine halbe Stunde, um ihre Wirkung zu entfalten, es würde sonst alles zeitlich auf der Kippe stehen. Kurz entschlossen stopft er die Pille in den Mund, spült sie mit einem großen Schluck Wasser aus dem Flachmann hinunter.

Er wartet wieder, greift in die Jackentasche. Sein Handy ist nicht drin. Auch das noch! Er überlegt. Klar, er hat das Handy aus der inneren Jackentasche genommen und den Flachmann dort hineingesteckt, genau in dem Moment, als das Zimmertelefon klingelte. Hinterher hat er nicht mehr an sein Handy gedacht, verdammt noch mal! "Es bleibt ihm nichts anderes übrig, er wartet weiter, mit zunehmender Beklommenheit. Denn Schwindel und Kopfschmerzen setzen ein. In leichter Form hat er beides vor einigen Tagen verspürt, er sollte mal zu Dr. Kammer gehen, seinem Hausarzt, und sich insgesamt durchchecken lassen. Verzweifelt hält er Ausschau nach Spaziergängern, die sicher ein Handy dabei hätten. Aber gerade jetzt weit und breit niemand in Sicht. In Köln fehlt es offenbar an Früh-Spaziergängern. Inzwischen sind zwanzig Minuten vergangen. Es ist ihm unerklärlich, wieso die andern nicht kommen, jeder von ihnen weiß um die Bedeutung des heutigen Experiments. Weitere zehn Minuten vergehen, es wird eng, in der Zeit und gefühlt in seinem Kopf. So eine verflixte Situation, wie eine Verschwörung gegen ihn! Er ist kein Jammerheini, aber nun nähert er sich einem solchen Zustand. Auf seiner Stirn

hat sich ein Schweißfilm gebildet, ein Angstschweiß. Er spürt ihn im Gesicht, wie er zum Hals hinunterrinnt, in den Hemdkragen hinein. Er reißt den Kragen auf, lockert die Kravatte. Schwindel und Kopfschmerzen werden stärker, Bäume und Sträucher verdoppeln sich ...

... alles um ihn herum ist lebendig. Die Steine am Wegrand bewegen sich auf ihn zu, nehmen den ganzen Weg ein, zerstechen ihm durch die Schuhsohlen hindurch die Sohlen seiner Füße, er schreit auf. Er sieht auf den Boden, sieht, wie die Steine sich umformen zu spitzen Kettengliedern und dann zu Fußfesseln mit enger Verbindungskette. Sie legen sich um seine Knöchel, scheuern sie bei jedem Schritt weiter auf, das Blut rinnt ihm über den Spann zu den Zehen und zwischen ihnen hindurch auf den Boden. Er steht bereits in einer Blutlache, die sich vertieft, schon versinken die Füße ganz in ihr, er will sie herausheben, es geht nicht, panisch versucht er es noch einmal ...

... und alles ist wieder wie gewohnt, ohne dass er weiß, was inzwischen war. Nur dass er eine Bewusstseinsstörung hatte, erfasst er. Das Medikament wirkt, aber irgendwie anders als gewohnt. Er ist noch in Gedanken versunken, was denn anders war als sonst, als er einen drolligen Dackel mit fliegenden Ohren auf sich zurennen sieht. Erheitert beugt er sich zu ihm hinunter ...

... doch der Dackel ist ein Kampfhund. Er erschrickt bis ins Mark hinein, nimmt eine schroffe Abwehrstellung ein. Gerade das reizt den Hund, der ihm brutal seine spitzen Zähne ins Fleisch der Oberschenkel schlägt. Er schreit auf, klammert wimmernd die Hände um sein Bein. Jetzt gelingt es ihm, die Füße aus dem Blut zu heben und fortzurennen, ohne Fußfesseln. Er dreht sich um, der Hund folgt ihm mit bleckenden Zähnen, ist schon nah, im Sand sieht er dessen Abdrücke und die eigenen, blutgetränkt. Er schüttelt sich vor Graus. Plötzlich kommt er nicht mehr vom Fleck, sieht mit Entsetzen die Ursache. Am Boden halten dicke eiserne Befestigungsringe die Fesseln, die wieder um seine Füße gespannt sind. Er zappelt herum, gerät erneut in Panik. Der Hund beißt ihm ins andere Bein, wieder schreit er auf, umklammert abwechselnd die Beine mit den aufklaffenden blutenden Wunden, will erneut schreien, bringt diesmal nur ein heiseres Lallen hervor. Es hält noch an, als der Halter des Dackels herbei eilt, ebenso zwei Jogger, die auch nur heile Hosenbeine und den in der Nähe des Mannes hingeduckten Dackel sehen, der scheinbar so irritiert ist wie sie selbst. Einer der Jogger schüttelt den Kopf: „D'r hed en op de Pann, loss mer jonn, wä wieß, wat söns noch weed.“ Der Halter des Dackels denkt ebenso und geht.

Als der Irre wieder bei Bewusstsein ist, sind alle schon zu weit entfernt, als das er sich ihnen mitteilen kann. Er schaut sich um, in alle Richtungen, suchend. Wirklich, die Kölner scheinen Langschläfer zu sein! Hinter dem Wald sieht er ein hohes Gebäude hervorragen. Wird ein Verwaltungsgebäude sein, vielleicht zu einer Klinik gehörend, vielleicht sogar zur Universitätsklinik. An der sind sie gestern vorbeigekommen, erinnert er sich, war es südlich der Stadt? Aber hier fehlt ihm sowieso jeder Orientierungspunkt, um Himmelsrichtungen auszumachen, selbst die Sonne versteckt sich ...

Kurzgeschichte von Hannelore Furch. Urheberrechtlich geschütztes Material

... Das Gebäude hinter dem Wald ist eine Bedrohung. Es bewegt sich auf ihn zu, steht, bewegt sich wieder, steht. Und bleibt stehen, verschlankt sich zu einem Wachturm. Jemand mit Brille sieht oben heraus. Nein, er sieht es genau, die Brille ist gar keine, sie wächst in die Länge, wird ein Rohr. Und es trommeln auch keine Spechte, wie sehr er sich doch täuschen ließ! Nein, es ist ein Maschinengewehr, das dort aufgestellt und auf ihn gerichtet ist, jetzt abfeuert. Er kann nicht fortlaufen und Deckung suchen, die Fußfesseln halten ihn wieder gefangen, sind wieder am Boden befestigt. Er zappelt wild herum, ihm wird übel, er ist einer Ohnmacht nahe ...

... und weiß von all dem nichts mehr, als er Augenblicke später die oberen Stockwerke des Gebäudes hinter dem Wald betrachtet und in seinen Überlegungen dazu fortfährt. Welche Richtung? Jedenfalls nicht die, aus der jetzt das Klingeln der Stadtbahn kommt. Das kommt aus der Richtung der Kreuzung, an der - außer dem Klingeln - jetzt Ruhe herrscht, so, als ob dort nie etwas passiert ist ...

... Dieses Heulen der Stadtbahn, er kennt das Geräusch doch, kennt es vom Fernsehen her, wenn sie berichten, über den 2. Weltkrieg. Wie ihn das immer erschüttert hat! Der ist gar nicht vorbei, der Krieg, er hört ihn ja, eben jetzt, diesen aufheulenden Alarm, diesen grässlichen Bombenalarm, schon wieder hört er ihn, er kreischt ihm ins Ohr, bohrt sich von dort ins Gehirn und erzeugt unerträgliche Kopfschmerzen, dazu hat ihn die Angststarre auch innerlich erfasst, er kann nicht mehr atmen ...

... und kann es doch wieder, ohne zu wissen, dass er es eben gerade nicht konnte. Zumindest hat er gemerkt, dass er wieder eine Störung hatte. Die Übelkeit von vorhin ist da, hinzugekommen sind wieder diese gräßlichen Kopfschmerzen. Da stimmt was nicht, er braucht dringend Hilfe. Er schaut sich suchend um, wieder niemand weit und breit, oh Gott ...

... Sternengeflimmer! Es ist Nacht, er sieht nach oben, das Geflimmer lässt nach, wird zu einem einzigen fernen Licht am Himmel. Es kommt näher. Ein kleiner Tannenbaum! Ein Leuchtmittel! Ihm folgen weitere, die aus dem Wald heraus mit brennenden Kerzen in den Himmel aufsteigen. Sie verformen und verdoppeln sich ständig, werden zu einem Christbaumwald. Was für ein zeitlich unpassendes Weihnachtsspektakel! Nein, es ist ja keins, sondern ein Kriegsmittel! Man will ihn entdecken, ausleuchten als Opfer für die Bomber. Schon heulen sie wieder, kommen ihm erst getarnt als Stadtbahn daher, bevor sie abheben in den Nachthimmel, sich umformen zu eisernen Ungetümen, über seinem Kopf kreischen, auf ihn herabstürzen. In Todesangst liegt er flach auf dem feuchten Boden, drückt sich in ihn hinein, keucht unter Atemnot. Versucht, sich aufzurichten, Schwindel und Übelkeit lösen Erbrechen aus, es ist ihm, als ob Magen und Eingeweide mit herausgewürgt würden. Er ringt nach Luft, der Leib ist erschöpft, er richtet sich mit letzter Kraft auf, spürt eine Spannung im Kopf und eine Schwere in den Beinen, sackt wieder zusammen ...

... und liegt in einer aufgewühlten Kuhle am Wegrand. Verflixt, wieder das Gleiche wie vorhin. Diese komische Lücke, die Schmerz und Unwohlsein hinterlässt. Er richtet sich auf, torkelt mit einem Rest von Kraft zu einem Baum, lehnt sich an dessen Stamm, alles

Kurzgeschichte von Hannelore Furch. Urheberrechtlich geschütztes Material

dreht sich, die Nacht bricht ein. Nur kurz, dann ist wieder Tag. Er will seinen Kopf fassen, nur mit der rechten Hand gelingt es. Die linke versagt ihm den Dienst vollkommen, hängt wie ein Sandsack herab. Aber er spürt ihre Schwere nicht, dazu die gleiche Gefühlslosigkeit in der linken Gesichtshälfte und im linken Bein. Er setzt das rechte vor, will mit dem linken nachsetzen, es streikt und er stürzt. Hilfe kommt durch eine Wandergruppe. Einige eilen herbei, helfen ihm auf, greifen ihm schnell unter die Arme, als er wieder zusammenzusacken droht. Er will etwas sagen, bringt aber keinen Ton heraus, sieht einen der Helfer an, hört ihn schlucken ...

... Kannibalen, schießt es ihm durch den Kopf, dem einen läuft schon das Wasser im Mund zusammen. Und er kann sich nicht wehren, wieder diese schreckliche Angst! Was ist mit seinen Armen? Er versucht es noch mal, mit dem rechten geht es, er schlägt um sich, schlägt dem einen ins Gesicht, dem anderen an den Hals.

Erbost setzen sie ihn am Wegrand ab. Die andern der Gruppe waren schon zurückgewichen, sehen ihm noch mit Befremden zu, jemand entdeckt das Erbrochene: „Ääh, d'r hed jekotz, un zoesch jesoffen ʒ wendet sich angewidert ab. Sie sehen ihm noch zu, wie er weiterhin mit dem rechten Arm um sich schlägt, bis er auf die Seite kippt und blockiert scheint. Einer holt sein Handy hervor: Do rōf isch ens d'r Notruf. „Sein Nachbar winkt ab: „Dat der vum Noruf net ömsöns kumme. „Dat ming isch och ʒ meint ein dritter, d'r es knöll oder doll, un fies met dām schiefen Bäbbel, kumm mer jonn, bevör d'r noch welde weed. “

Der Irre bleibt zurück, kämpft gegen die Übelkeit, sie verstärkt sich, noch einmal muss er sich übergeben und sieht entsetzt, wie er Magen und Eingeweide mit herauswürgt, aber er lebt weiter. Hinter ihm immer noch die Kannibalen, sie haben ihm den Rücken zugekehrt, als ob sie fortgingen, wie tückisch. Er sieht eine Katze über den Weg laufen. Mit Grausen wird ihm klar: Er ist gar kein Mensch, nein! Er ist eine Maus, die Katze macht einen Satz auf sie zu, beißt sie, lässt sie wieder laufen, fängt sie wieder ein, beißt erneut. Sie liegt schon röchelnd im eigenen Blut, quiekt in Todesangst auf. Und merkt, dass er nicht quieken kann, also keine Maus ist. Er ist ein Mann, zu dem die Kannibalen zurückkehren. In großer Angst versucht er sich aufzurichten und schaut entsetzt auf Magen und Gedärm, die ihm noch aus dem Mund heraushängen, und innen einen reißenden Schmerz verursachen. Die Kannibalen würden gleich da sein, sie ihm abtrennen. Er will sie schützen, kann aber Arme und Hände nicht heben. Dann sieht er sie mit einer Schutzschicht überzogen, mit Neuerbrochenem, das sie unsichtbar macht, und ist für den Moment erleichtert. Dann sieht er sie näherkommen, die Kannibalen, und weiß, dass er fort muss, wenn er weiterleben will. Nochmal versucht er, aufzustehen, vergebens. Nur ein stechender Schmerz folgt, die Kannibalen mit dem Messer. Es blitzt vor seinen Augen auf, zerfällt in tausend kleine Sternchen, ein Flimmergewitter ...

... und plötzlich ist alles vorbei. Die große Ruhe und Entspannung! Der Kopf angenehm leer, Lunge und Herz froh, nicht mehr arbeiten zu müssen. Der Boden wiegt ihn sanft wie eine Wiege. Er erhebt sich aus ihr, schwebt erleichtert davon, sieht unten seinen Körper zusammengefallen liegen, will nicht mehr in ihn zurück. Er schaut vorwärts, in einen

Tunnel hinein, sieht fern ein Licht, ein helles Land, möchte dort hin, kommt dem Licht näher und immer näher, erkennt Erika, seine Frau, die vor acht Jahren dorthin ausgewandert war, sie winkt und er ist glücklich, beschleunigt seinen Flug zu ihr -----

Einer der Wanderer hatte die andern davon überzeugt, dass mit dem Mann was nicht stimme, er Hilfe brauche, dass er auf ihn überhaupt nicht gewirkt habe wie ein Landstreicher oder Säufer, solche Typen erkenne er immer gleich. Zurückgekehrt umstehen sie den leblosen Körper, erschüttert, weil auch der Notarzt nichts mehr machen kann. Am übernächsten Tag berichten die Medien:

Professor Edwin Sooleg tot!

Soolegs Freund und Mitarbeiter nach einem Autounfall in Lebensgefahr

Gestern verstarb im Alter von vierundfünfzig Jahren der weltweit bekannte Psychiater Prof. Dr. Edwin Sooleg. Er verstarb an einem Schlaganfall, den er während eines Spaziergangs im Kölner Stadtwald erlitt. Das in Wien angesiedelte *Sooleg-Institut* ist weltweit bekannt für seine Halluzinogenforschung. Dabei geht es u.a. darum, wie das Umfeld die Wirkung eines Halluzinogens beeinflusst. Experimente führt das Sooleg-Institut auch in der freien Natur durch, einer der Probanden war oft Sooleg selbst.

Als tragischer Zufall ist es anzusehen, dass ebenfalls gestern drei Wissenschaftler des *Sooleg-Instituts* bei einer gemeinsamen Autofahrt in Köln verunglückten. Sie wurden schwerverletzt in die Kölner Universitätsklinik eingeliefert, ebenfalls der Fahrer des anderen PKW, der ihnen die Vorfahrt genommen und den Unfall verursacht hatte. Einer von ihnen, der Psychotherapeut Dr. Andreas Hippert, ein enger Freund Prof. Soolegs, schwebt noch in Lebensgefahr. Der Autounfall passierte nur 100 m Luftlinie entfernt von dem Ort, an dem Sooleg seinem Schlaganfall erlag. Er und seine Mitarbeiter nahmen in Köln an einem Kongress teil.